

Lina Nikou

Besuche in der alten Heimat

Einladungsprogramme
für ehemals Verfolgte des Nationalsozialismus
in München, Frankfurt am Main und Berlin

Neofelis Verlag

Inhalt

I	Einleitung: „Charterflug in die Vergangenheit“	7
II	Zur Vorgeschichte der Kontakte	27
III	Briefkontakte und Einladungen in Frankfurt und München seit den 1960er Jahren: Verhandlung von Zugehörigkeiten	53
	1. Beginn der Briefkontakte in Frankfurt am Main	55
	1.1 Der Aufruf: „Ihr Schicksal ist in Frankfurt nicht vergessen“	56
	1.2 Bitten um Unterstützung und Kritik an den Kontakten	64
	2. Beginn der Briefkontakte und Einladungen in München	74
	2.1 Reaktion auf Antisemitismus: Israel im Fokus	75
	2.2 Langsame Umsetzung	81
	2.3 Öffentliche Zeugen einer gewandelten Stadt	92
	3. Antwortschreiben an beide Städte	111
	3.1 Zugehörigkeiten	113
	3.2 (Lokal-)Patriotismus	131
	3.3 Schilderungen von Verfolgung	143
	4. Durchführung der Besuche in München	154
	4.1 Die Verwaltungspraxis: Einladungen auf Nachfrage	154
	4.2 Besuchsgründe der Emigrierten	176
	4.3 Begegnungen in München	187
	5. Bewusste Inklusionen und unbewusste Exklusionen	198
IV	Beziehungsgeschichten: Städtekonkurrenz und Erinnerungsgemeinschaft	205
	1. Werbung für westdeutsche Städte im New Yorker <i>Aufbau</i>	205
	2. Die Einladungen werden bekannter: Um- und Nachfragen	215
V	Einladungen und Gruppenreisen in Berlin seit den 1970er Jahren: Die Macht der Emotionen	229
	1. Beginn des Einladungsprogramms	229
	1.1 Der Beschluss als Werbung und ‚Wiedergutmachung‘	230
	1.2 Die Initiatoren in Berlin und den USA	234
	1.3 Kooperationen zwischen Berlin und Israel	244

2.	„Das war eine Briefflut“: Verwaltete Emotionen	253
2.1	Etablierung des Verwaltungshandelns	254
2.2	Vermittlung: Regeln und Wartezeiten	264
2.3	Das Einladungsverfahren	272
3.	„Willkommen daheim!“, Begegnungen	285
3.1	Die Gruppenbesuche	286
3.2	Dynamiken des Erfolgs	302
3.3	Die Bedeutung persönlicher Kontakte	309
4.	„Wiedergutmachung“ als Aushandlungsprozess	319
VI	Beziehungsgeschichten: Zwischen Tourismus und Gedenken	325
1.	„Öffentlichkeitsarbeit für ehemalige Bürger in aller Welt“	326
2.	Der <i>Aufbau</i> informiert seine Leserschaft	336
VII	Vergleich der Einladungsinitiativen im Erinnerungsboom seit den 1980er Jahren	355
1.	Einladungen als Konsens in Frankfurt am Main	357
1.1	Beginn der Gruppeneinladungen	358
1.2	Gesellschaftliches Interesse	364
1.3	Privates Engagement	380
2.	Gegenbesuche: München empfängt in Israel	387
2.1	Einladungen als „seit Jahrzehnten geübtes Versöhnungswerk“	389
2.2	Münchens „besondere Verantwortung“ seit den 1990er Jahren	399
3.	Wandel und Kontinuität in Berlin	408
3.1	Neue Begegnungen und langjährige Beziehungen	410
3.2	Höhepunkt und Ende der Gruppenreisen	420
4.	Lokale Un/Gleichzeitigkeiten	424
VIII	Resümee: Erinnerungskulturen als Beziehungsgeschichten	429
IX	Quellen- und Literaturverzeichnis	437
1.	Quellen	437
1.1	Archive und Registraturen	437
1.2	Interviews	438
1.3	Unpublizierte Quellen und Periodika	439
2.	Forschungsliteratur und publizierte Quellen	448
X	Abkürzungsverzeichnis	463
XI	Abbildungsnachweise	464
XII	Dank	466

I

Einleitung „Charterflug in die Vergangenheit“

Als sie zurückkamen aus dem Exil,
drückte man ihnen eine Rose in die
Hand.

Die Motoren schwiegen.
Versöhnung fand statt
auf dem Flugplatz in Tegel.
Die Nachgeborenen begrüßten die
Überlebenden.
Schuldlose entschuldigten sich für
die Schuld ihrer Väter.

Als die Rose verwelkt war, flogen sie
zurück in das Exil ihrer
zweiten, dritten oder vierten Heimat.
Man sprach wieder Englisch.
Getränke verwandelten sich wieder in drinks,
aus Trauer wurde wieder sorrow.
Als sie sich der Küste
von Long Island näherten,
sahen sie die Schwäne auf der Havel
an sich vorbeiziehen,
und sie weinten.¹

Der Kritiker, Journalist und Autor Hans Sahl beschrieb in diesem Gedicht Ende der 1970er Jahre eine Szene, die er selbst erlebt hatte: das Zusammentreffen zwischen einst Verfolgten und Überlebenden aus Berlin, die in den USA lebten, und Vertretern des Berliner Senats, der Senatskanzlei, der Jüdischen Gemeinde sowie Journalisten auf dem

1 Hans Sahl: Charterflug in die Vergangenheit. In: *Aktuell* 29 (Dezember 1979), S. 2. Die Rechtschreibung folgt hier einer anderen Veröffentlichung des Gedichts, in der allerdings Zeile 16 fehlt: Hans Sahl: *Die Gedichte*. München: Luchterhand 2009, S. 122. Die Veröffentlichung des Gedichts in *Aktuell* ist mit einem Foto von einem Schwan an einem Schilfufer bebildert. Die Bildunterschrift lautet: „Auch das ist Berlin: vorbeiziehende Schwäne auf der Havel.“

Rollfeld des Tegeler Flughafens in Westberlin.² Bereits seit Anfang der 1970er Jahre hatten solche Begegnungen hundertfach stattgefunden, wobei unzählige Teilnehmer und Beobachter diese Zusammentreffen in Briefen, Gedichten, Erinnerungstexten, Zeitungsartikeln, Fotografien sowie Zeichnungen festhielten. Seit 1969 lud der Westberliner Senat jährlich teilweise mehr als tausend einstige Berliner*innen aus der ganzen Welt für eine Woche in die Stadt ein. München, Frankfurt am Main und andere Städte pflegten zu dem Zeitpunkt bereits Kontakte zu ihren einst verfolgten Bürger*innen im Ausland und sprachen teilweise auch Einladungen aus, luden allerdings in der Regel keine Gruppen ein. Die Kontaktierten und Eingeladenen waren im nationalsozialistischen Deutschland aufgrund ihrer jüdischen Herkunft und/oder politisch verfolgt worden. Infolgedessen waren sie entweder gezwungen, ins Ausland zu fliehen, flüchteten sich in die ‚Illegalität‘ oder überlebten die Deportation und emigrierten, nachdem sie 1945 von den Alliierten befreit worden waren.³

Hans Sahl erhielt in den 1970er Jahren eine Einladung nach Berlin. Er war dort aufgewachsen und vor den Nationalsozialisten ins US-amerikanische Exil geflohen. Bereits seit den 1950er Jahren pflegte er, wie viele einst Verfolgte, Beziehungen nach Deutschland und vor allem nach Berlin, wohin er auch Reisen unternahm.⁴ Für die letzten fünf Jahre seines Lebens kehrte er schließlich nach Deutschland zurück.⁵ Sahl beschrieb in seinem Gedicht *Erfahrungen*, die er mit vielen Emigranten und Überlebenden teilte. Seine Worte zeugen von starken Emotionen, die mit diesen Besuchen verbunden waren, und verdeutlichen das Ritualhafte, das diesen Begegnungen innewohnte. Seine Schilderung zeigt, wie schwer es Nachgeborenen in der Bundesrepublik und einst Geflohenen und Überlebenden der Konzentrationslager fiel, Formen der Versöhnung zu finden, die sie als angemessen empfanden. Die angestrebte Versöhnung musste unvollkommen bleiben und fand ihren Ausdruck letztlich vor allem in symbolischen Gesten. Außerdem spielte sie sich in Sahls Gedicht auf dem Flugfeld ab, einem Ort des Übergangs, der die Vergänglichkeit der Geste schon vorwegnahm, noch bevor die „Rose verwelkt war“. Darüber hinaus betonte Sahl die Flüchtigkeit des Erlebnisses, indem er hervorhob, wie sich die Bedeutung der Besuche im Nachhinein verändern konnte. Bei der Rückkehr konnten Trauer und Selbstzweifel hervorbrechen, mit denen sich die einst Verfolgten nach der Reise auseinandersetzen mussten. Während der Begegnungen wurde dies meist nicht thematisiert oder fand zumindest selten

2 Im Folgenden wird zu Gunsten der besseren Lesbarkeit in einigen Fällen das generische Maskulinum verwendet.

3 Nachfolgend wird nicht immer darauf verwiesen, dass es sich bis 1989/90 um Einladungen der Westberliner Stadtverwaltung handelte, da die Einladungen bis in die Zeit nach der Wende untersucht werden. Die Besucher fuhren darüber hinaus während ihrer Besuche privat meist auch nach Ostberlin.

4 Anna Koch weist darauf hin, dass die erste Begegnung mit Deutschland sich ganz anders gestalten konnte als der Abschied nach dem Besuch, wie Sahl ihn in seinem Gedicht schildert. Koch zufolge konnte die Begegnung mit einer gefühlsmäßigen Überwältigung und daraus folgender Emotionslosigkeit verbunden sein, wie sie anhand von Sahl und Ludwig Marcuse zeigt. Vgl. Anna Koch: *Returning Home? Italian and German Jews' Remigration to Their Countries of Origin after the Holocaust*. In: Jason Coy / Jared Poley / Alexander Schunka (Hrsg.): *Migrations in the German Land, 1500–2000*. New York / Oxford: Berghahn 2016, S. 173–190, hier S. 177.

5 Vgl. Bernhard Spieß: Hans Sahl. *Remigration als doppeltes Exil*. In: Irmela von der Lühe / Claus-Dieter Krohn (Hrsg.): *Fremdes Heimatland. Remigration und literarisches Leben nach 1945*. Göttingen: Wallstein 2005, S. 153–168, hier S. 168.

Eingang in schriftliche oder andere Zeugnisse. Die Berliner Senatskanzlei publizierte das Gedicht von Hans Sahl allerdings und machte es so anderen ehemaligen Berliner*innen zugänglich. Sowohl vor als auch nach den Reisen standen die Städte mit den Besucher*innen teilweise jahrzehntelang in schriftlichem Kontakt.

Forschungsfragen und Untersuchungsgegenstand

In der Arbeit werden auf mehreren Ebenen Beziehungsgeschichten erzählt und untersucht. Die Analyse der Interaktionen zwischen Vertreter*innen der Städte und ihren einst verfolgten Bürger*innen bildet den roten Faden. Der Blick auf Sahls Gedicht zeigt, dass eine Untersuchung der Kontakt- und Einladungsprogramme die einzigartige Möglichkeit bietet, die Rezeption der Erinnerungsinitiativen auf Seiten der Adressaten zu analysieren. Damit werden lokale Erinnerungskulturen in der Bundesrepublik nach 1945 nicht nur – wie es sonst häufig der Fall ist – aus einer deutschen Perspektive mit Fokus auf Ausgestaltung und öffentliche Reaktionen erforscht. Vielmehr werden beide Positionen sichtbar: die der Organisator*innen und die der Adressat*innen; in diesem Fall also von politischen und gesellschaftlichen Vertreter*innen und von Privatpersonen in der Bundesrepublik sowie von ehemals Verfolgten im Ausland. Die Einladungsprogramme bilden damit einen Kristallisationspunkt kollektiver sowie individueller deutsch-deutschjüdischer⁶ Begegnungen nach 1945. Die Adressaten der Programme handelten allerdings nicht nur als Rezipienten, sondern leisteten häufig einen wichtigen oder sogar den entscheidenden Beitrag zur Initiierung der Programme. Deswegen wird die Entwicklung der Einladungsprogramme und damit lokaler deutscher Erinnerungskulturen hier als gemeinsames Projekt von einst Verfolgten im In- und Ausland und Teilen der deutschen Gesellschaft untersucht.

Ein Vergleich der Entwicklung der Kontaktinitiativen und Einladungsprogramme in den drei Großstädten Berlin, München und Frankfurt am Main von den 1960er Jahren bis heute steht im Mittelpunkt der Untersuchung. Die drei Programme entwickelten sich zeitlich versetzt und waren sehr unterschiedlich strukturiert. Dementsprechend stehen sie exemplarisch für die Möglichkeitsräume dieser Art von Erinnerungsinitiativen in der Bundesrepublik. Der Vergleich wird in einen Überblick über Einladungsinitiativen anderer westdeutscher Städte eingebettet.⁷ Denn die Städte tauschten sich über die Einladungsprogramme untereinander aus und orientierten sich an den Erfahrungen anderer Orte,

6 In der hier gewählten Bezeichnung von deutsch-deutschjüdischen Beziehungen zeigt sich bereits die Problematik von Fremd- und Selbstzuschreiben. Diese wird im Verlauf der Arbeit mehrfach thematisiert und kommt besonders in Kapitel III.3. ausführlich zur Sprache, wenn Beschreibungen von Zugehörigkeiten der Emigrant*innen analysiert werden.

7 In der ehemaligen DDR etablierten sich vergleichbare Programme ebenfalls seit Anfang der 1990er Jahre, wobei deren Entwicklung noch zu untersuchen ist. Eine detaillierte Untersuchung der Beziehungen einst Verfolgter in die DDR sowie die Entwicklung dieser Verbindungen nach 1990 steht noch aus. Die Studien von Anja Krätler und Gal Engelhard gehen teilweise auf Programme in der ehemaligen DDR ein. Vgl. Anja Krätler: „*Dieselbe Stadt – Und doch eine ganz andere*“. *Kommunale und bürgerschaftliche Besuchsprogramme für ehemalige Zwangsarbeiter und andere Opfer nationalsozialistischer Unrechts*. Berlin: Fonds Erinnerung und Zukunft der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft 2006, S. 17; zu Einladungen nach Leipzig und Halberstadt in Sachsen vgl. Gal Engelhard: *An „In-Between-Heritage“ – Organized Visits of Former German Jews and Their Descendants to Their Cities of Origin*. Unveröffentlichte Dissertation, University of Haifa, 2012, u. a. S. 8–13.

womit deutlich wird, dass lokale Erinnerungskulturen in der Bundesrepublik miteinander in Wechselbeziehungen standen.

Die Studie stützt sich vor allem auf Korrespondenzen, die den größten Teil der Kontakte zwischen den Städten und den Emigrierten ausmachten – auf dem Titel sind Ausschnitte aus Briefen zu sehen, die in den 1970er Jahren an die Berliner Senatskanzlei geschickt wurden. Die Reisen waren in der Regel einmalig, dauerten lediglich ein bis zwei Wochen und sind in den Quellen nur begrenzt dokumentiert. Vor allem Interaktionen, die in den Briefen sichtbar werden, bilden daher den Schwerpunkt der Analyse. Dabei werden Motive auf beiden Seiten ergründet: Was bewog die Städte dazu, die Einladungen auszusprechen, und aus welchen Gründen nahmen Emigrierte dieses Angebot an? Wie adressierten die städtischen Vertreter*innen die einst Verfolgten? Wie präsentierten sich die Emigrierten gegenüber den Städten? Was sagen die Analyseergebnisse über die Dynamiken der Annäherung zwischen Verfolgten und nachfolgenden Generationen der Tätergesellschaft aus? Welche Machtverhältnisse offenbarten sich? Welche Aspekte der Vergangenheit und der Gegenwart wurden thematisiert und welche ausgespart? Welche Gefühle kamen zur Sprache und welche Wirkung hatten sie? Wie standen moralische Überlegungen, Vergeltung und Verantwortung, aber auch Wiedergutmachungsbestrebungen damit in Beziehung? Und auf einer ganz konkreten Ebene: Wie liefen die Kontakte ab und aus welchen Gründen unterschieden sich die Praktiken in den Städten?

Grundsätzlich lassen sich vier Arten der städtischen Kontaktinitiative unterscheiden, wobei der erste Kontakt in der Regel durch Veröffentlichungen in deutschsprachigen Medien im In- und Ausland hergestellt wurde: erstens die öffentliche Bitte um Wiederkehr, die vor allem als symbolische Geste der Anerkennung von begangenen Unrecht verstanden werden kann; zweitens die Kontaktaufnahme mit regelmäßigen Brief- und Informationssendungen, die teilweise inoffizielle Empfänge im Rathaus beinhaltete und die beispielsweise Frankfurt am Main zunächst praktizierte; drittens die 1960 von München eingeführten Einladungen, bei denen die Städte zumindest einen Teil der Kosten der Besuche übernahmen und die Emigrierten individuell als offizielle Gäste der Stadt vom Bürgermeister oder einem seiner Vertreter willkommen geheißen wurden – darüber hinaus erhielten Eingeladene in der Regel Freikarten für kulturelle sowie touristische Aktivitäten; viertens sind Einladungen anzuführen, bei denen die Städte zumindest anboten, alle Kosten zu tragen, wie dies in Berlin ab 1969 der Fall war. In der Regel handelte es sich bei dieser Form der Einladung um Gruppenreisen, auch wenn ebenfalls Einzelbesucher eingeladen wurden. In kleineren Orten oder Gemeinden konnte dies bedeuten, dass alle den Organisator*innen bekannten Überlebenden und einst Geflohenen gemeinsam eingeladen wurden. Auch in den beiden letzten Fällen schickten die Städte in der Regel zusätzlich regelmäßig per Post Informationssendungen an die Emigrant*innen.

Akteursfragen

Die zentralen Akteure dieser Studie sind ehemals Verfolgte außerhalb der Bundesrepublik, die an Kontakten zu ihren einstigen deutschen Wohnorten interessiert waren. Die Erfahrungen und Motive derjenigen, die sich nicht bei den Städten meldeten und kein Interesse an einer Deutschlandreise hatten, finden nur begrenzt Eingang in diese Untersuchung. Die Kontaktaufnahmen und Einladungen der Städte richteten sich vor allem an ‚normale‘ Bürger*innen und nicht an Prominente – auch wenn diese als so genannte

Multiplikatoren teilweise ebenfalls eingeladen wurden. Viele der Eingeladenen hätten sich eine solche Reise unter anderen Umständen nicht leisten können. Und das Wissen um die Einladungen verbreitete sich sowohl durch persönliche als auch formelle Netzwerke. Ein Teil der Emigrierten war insofern institutionalisiert, als sich Vereinigungen von aus Deutschland stammenden Juden gründeten, die sich im Namen ihrer Mitglieder für die Einladungsinitiativen einsetzten und um Kontakte zu den Städten bemühten. Das wichtigste Publikationsorgan der deutschsprachigen Emigrantengemeinschaft, die Zeitschrift *Aufbau*, nahm eine besonders bedeutsame Rolle als Informationsorgan ein und trug zur Meinungsbildung bei.

Die Zahl der Einladungsberechtigten, und damit der Personen, die im Nationalsozialismus in Deutschland als jüdisch verfolgt wurden und überlebten, lässt sich nur schwer bestimmen.⁸ Schätzungen gehen von ungefähr 500.000 deutschsprachigen Personen aus, die vor den Nationalsozialisten fliehen konnten. Diese Zahl beinhaltet jedoch nicht diejenigen, die innerhalb des Deutschen Reichs überlebten.⁹ Tendenziell lässt sich festhalten, dass aus Städten mit großen jüdischen Gemeinden vor 1933 mehr Überlebende und Emigrierte im Ausland lebten. Dies war vor allem für Berlin und Frankfurt am Main der Fall.¹⁰ Die Gemeinde in München war bedeutend kleiner gewesen, doch besteht das Einladungsprogramm der Stadt trotzdem bis heute, da nur wenige Einladungen jährlich ausgesprochen wurden.¹¹ Zahlen geben nur begrenzt Aufschluss über die tatsächliche Anzahl der Personen, die als jüdisch verfolgt wurden, weil einige beispielsweise zum Christentum konvertiert waren und sich nicht als Juden verstanden.¹² Zudem ist es schwierig, die Größe des Personenkreises festzumachen, an den sich die städtischen Kontakt- und Einladungsinitiativen richteten, weil der Personenkreis stets kleiner wurde, da Personen verstarben.¹³ Darüber hinaus sind die von den Städten angegebenen Einladungszahlen problematisch, da die Zahl der Kontakte und Einladungen nicht systematisch erhoben wurde. Die Städte differenzieren beispielsweise nicht, ob bei Einladung eines Ehepaares beide aus der Stadt

8 Der Großteil der Emigrierten wurde im Nationalsozialismus verfolgt, weil sie jüdisch oder aufgrund ihrer Herkunft zu Juden erklärt worden waren. Diese Gruppe machte, laut Marita Krauss, 85–95% aller Verfolgten aus, wobei Krauss darauf hinweist, dass es sich um Schätzungen handelt, da einige Personen sowohl aus ‚rassischen‘ als auch aus politischen Gründen verfolgt wurden. Vgl. Marita Krauss: *Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945*. München: Beck 2001, S. 9.

9 Diese Personen kamen aus Deutschland, Österreich und dem deutschsprachigen Gebiet der Tschechoslowakei. Vgl. ebd.

10 In Berlin meldeten sich bei der Volkszählung 1933 über 160.500 Personen jüdischen Glaubens und in Frankfurt am Main über 26.100, womit in diesen beiden Städten die meisten Personen jüdischen Glaubens gezählt wurden. Vgl. *Statistik des Deutschen Reichs. Volkszählung 451,5 (1936): Volkszählung. Die Bevölkerung des Deutschen Reichs nach den Ergebnissen der Volkszählung 1933. Heft 5: Die Glaubensjuden im Deutschen Reich*, S. 15. In aktuellen Veröffentlichungen finden sich teilweise leicht abweichende Zahlen, da auch Personengruppen berücksichtigt werden, die damals nicht als „Glaubensjuden“ gezählt wurden.

11 In München wurden 1933 ca. 9.000 Personen jüdischen Glaubens gezählt. Vgl. ebd.

12 Im Deutschen Reich lebten 1933 ca. 500.000 Personen jüdischen Glaubens. Vgl. ebd., S. 7. Dabei wurden aber weit mehr Personen im Nationalsozialismus als jüdisch verfolgt.

13 Hinzu kam, dass sich Einladungsprogramme ostdeutscher Städte erst nach dem Fall der Mauer in den 1990er Jahren etablierten und Personen, die aus dem Gebiet der DDR stammten, zunächst keine Aussicht darauf hatten, eingeladen zu werden.

stammten und bezifferten in der Regel die Gesamtzahl der Eingeladenen, soweit überhaupt Statistiken über Einladungszahlen geführt wurden.

In den Städten waren politische Vertreter*innen und Verwaltungsbeamt*innen an der Organisation und Durchführung der Kontaktinitiativen und Einladungsprogramme beteiligt. Verwaltungsbeamt*innen nahmen in der Regel eine Mediatorenfunktion zwischen (Lokal-)Politiker*innen und Emigrant*innen ein. Sie waren für den Großteil der Kommunikation mit den Emigrierten verantwortlich, auch wenn diese ihre Briefe beispielsweise an den Oberbürgermeister adressierten. Aus diesem Grund werden vor allem Verwaltungsbeamt*innen in den Blick genommen sowie die Verwaltungsprozesse, die ihrem Handeln zugrunde lagen. Machtverhältnisse werden thematisiert, wie sie in den Korrespondenzen zutage traten, wobei jedoch nicht im Vordergrund steht, „eine klare Trennung in aktiv und passiv, herrschend und beherrscht, Täter und Opfer“¹⁴ vorzunehmen. Vielmehr soll es darum gehen, die „komplexen, vielschichtigen Beziehungen der beiden Seiten, die sich durch je spezifische Handlungsweisen auszeichnen“,¹⁵ zu analysieren und zu fragen, welche Motive und Emotionen dabei thematisiert wurden.

Weitere zentrale Personen und Institutionen in Deutschland waren Journalist*innen, Vertreter*innen des Deutschen Städtetags, Vertreter*innen der jeweiligen Jüdischen Gemeinden in den Städten, Mitglieder der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sowohl auf lokaler als auch auf Bundesebene, Archivar*innen der jeweiligen Stadtarchive und andere an der jüdischen Geschichte der jeweiligen Orte interessierte Personen und Institutionen sowie teilweise auch deutsche Vertretungen und Botschaften im Ausland. Diese wurden allerdings nur in Berlin zeitweilig in den Programmablauf einbezogen. Ein besonderes Augenmerk der Analyse liegt auf Journalist*innen als Vermittler*innen der Einladungsinitiativen und damit auf der Repräsentation der Einladungen in den Medien. In diesem Zusammenhang wird, soweit in diesem Rahmen möglich, auch danach gefragt, wer die Zeitungsartikel verfasste und welchen gesellschaftlichen Gruppen die Autor*innen angehörten. Journalist*innen und andere Autor*innen werden als *agents of memory* verstanden, die die Einladungsinitiativen an die Emigrantengemeinschaft und eine breite Öffentlichkeit vermittelten und zur Formung der Narrative über die Initiativen beitrugen.¹⁶ Darüber hinaus machten die Medien die Einladungsinitiativen bekannt: Die Städte luden Journalist*innen, wie z. B. Hans Sahl, als Multiplikatoren ein und diese veröffentlichten ihre Aufrufe in deutschsprachigen Emigrantenzeitschriften im Ausland, sowie teilweise auch in Deutschland.

Begriffsfragen

In der Regel wird im Folgenden von Erinnerungskultur/en gesprochen, auch wenn es für gesellschaftliche Erinnerungspraktiken und ihre Entwicklungen mittlerweile zahlreiche

14 Walter Leimgruber: Einleitung. Akten: Die gesellschaftliche Kraft eines Verwaltungsinstruments. In: Ders. / Claudia Kaufmann (Hrsg.): *Was Akten bewirken können. Integrations- und Ausschlussprozesse eines Verwaltungsorgans*. Zürich: Seismo 2008, S. 7–17, hier S. 12.

15 Ebd. Dabei ist zu beachten, dass die Rolle von „Akten, ihre[r] Anlage, Nutzung und Archivierung in gesellschaftlichen Integrations- und Ausschlussprozessen der Gegenwart“ bisher kaum wissenschaftlich untersucht wurde. Ebd., S. 7. Hierfür liefert die vorliegende Studie erste Ansatzpunkte.

16 Vgl. Eyal Zandberg: The Right to Tell the (Right) Story: Journalism, Authority and Memory. In: *Media, Culture, Society* 32,1 (2010), S. 5–24, hier S. 5.

Bezeichnungen mit teilweise abweichenden Bedeutungszuschreibungen gibt (Geschichtspolitik, Geschichtskultur, Gedächtnisse, Vergangenheitspolitik).¹⁷ Ein weiter Kulturbegriff, wie er in den Kulturwissenschaften verwendet wird, eignet sich besonders, um die große Bandbreite von Akteuren und Praktiken zu erfassen, die hier untersucht werden.¹⁸ Der Begriff der Erinnerungspolitik ermöglicht hingegen vor allem auf politisch motiviertes Handeln unterschiedlicher Akteure hinzuweisen, bei dem durch einen Bezug zur Vergangenheit politische Ziele vorangebracht werden sollen. Der Erinnerungsbegriff wiederum wird in beiden Fällen dem Geschichtsbegriff vorgezogen, da im Kontext der Einladungsprogramme vor allem ein Umgang mit Erinnerungen an die Vergangenheit (und ihren Folgen) verhandelt wurde.¹⁹

Die Konzentration auf städtische Akten und Akteure bringt es mit sich, dass auf unterschiedliche Terminologien hingewiesen werden muss. Während die für die städtische Verwaltung zuständige Behörde in Berlin ‚Senatskanzlei‘ heißt, wird sie in Frankfurt am Main ‚Stadtkanzlei‘ genannt, und in München handelt es sich dabei um das ‚Direktorium der Landeshauptstadt‘ – ähnlich variieren auch die Bezeichnungen der Bürgermeister, wenn es um den ‚Regierenden Bürgermeister‘ (Berlin) oder den ‚Oberbürgermeister‘ (Frankfurt und München) geht.²⁰ Die Städte definierten die Adressaten der Einladungsprogramme als einstige Bewohner, die im Nationalsozialismus verfolgt worden waren und denen entweder die Flucht gelang oder die in der ‚Illegalität‘ oder ihre Deportation überlebten und nach ihrer Befreiung ins Ausland gingen. Dieser Definition entsprechend wurden alle eingeladen, die aufgrund ihrer Herkunft oder aus politischen Gründen zwischen 1933 und 1945 verfolgt worden waren und außerhalb Deutschlands lebten.

Allerdings richteten sich die Einladungen mehr oder weniger explizit vor allem an jüdische Emigrant*innen. Das verdeutlichten unter anderem die Programme während der Besuchswochen und die Beteiligung der jüdischen Gemeinden sowie der Umstand, dass die Städte die Eingeladenen in der Regel als ehemalige jüdische (Mit-)Bürger ansprachen.²¹

17 Vgl. u. a. Norbert Frei: *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*. München: Beck 2012; Edgar Wolfrum: *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990*. Darmstadt: WBG 1999.

18 Vgl. zum Ursprung des weiten kulturanthropologischen Kulturbegriffs, der vor allem auf Raymond Williams zurückgeht, der Entwicklung des Begriffs sowie seiner Kritik: Rolf Lindner: Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts. In: Lutz Musner / Gotthart Wunberg (Hrsg.): *Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen*. Freiburg i. Brsg.: Rombach 2003, S. 75–95.

19 Vgl. hierzu auch Edgar Wolfrum, der allerdings den von ihm eingeführten Begriff der Geschichtspolitik verwendet, um die politische Dimension von Erinnerungskultur zu fassen. Edgar Wolfrum: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik als Forschungsfelder. Konzepte – Methoden – Themen. In: Jan Scheunemann (Hrsg.): *Reformation und Bauernkrieg. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik im geteilten Deutschland*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2010, S. 13–47, hier S. 18–21.

20 Wenn lediglich vom ‚Bürgermeister‘ gesprochen wird, handelt es sich entweder um den Zweiten oder Dritten Bürgermeister der jeweiligen Städte.

21 Andere Opfergruppen meldeten sich in der Regel nicht bei den Städten und wurden nicht eingeladen. Dies war auch dem Umgang mit den unterschiedlichen Opfergruppen des Nationalsozialismus geschuldet, die teilweise nach Kriegsende noch diskriminiert wurden und die – anders als viele jüdische Emigrierte – nicht auf Zusammenschlüsse im Ausland zurückgreifen konnten. Das Stichwort der so genannten „vergessenen Opfer“ ist hier zu nennen, die erst im Laufe der 1980er gehört wurden. Hierzu gehörten Roma und Sinti ebenso wie Personen, die beispielsweise als Homosexuelle, ‚Asoziale‘ oder Deserteure verfolgt worden waren. Eine Auseinandersetzung mit ehemaligen Zwangsarbeitern fand erst

Die implizite Fokussierung auf jüdische einstige Bürger zeigte sich darüber hinaus darin, dass Kontakte zu in Israel lebenden Emigrierten oft eine herausgehobene Rolle spielten. Die Selbstdefinition der Angesprochenen differierte jedoch teilweise: Nicht alle, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft verfolgt worden waren, verstanden sich als jüdisch oder sie lehnten den Begriff des (ehemals) Verfolgten für sich ab.²² Die Bezeichnungen, die ich in dieser Arbeit für die Eingeladenen verwende, versuchen, diesen unterschiedlichen Selbstverständnissen gerecht zu werden. Auf die Zuschreibung ‚jüdisch‘ wird daher – soweit möglich – verzichtet. Korrekt wäre es, die Adressaten der städtischen Kontaktinitiativen als ‚ehemals (meist jüdisch) Verfolgte des Nationalsozialismus‘ zu bezeichnen. Dies ist jedoch eine Zuschreibung mit der sich ebenfalls nicht alle Angesprochenen identifizierten. Deswegen wird in dieser Arbeit wechselweise von einst oder ehemals Verfolgten, ehemaligen Bürgern, Emigranten oder Emigrierten gesprochen, um den Opferstatus der hiermit bezeichneten Personen nicht weiter fortzuschreiben.

Die schwierige Begriffsfindung zeigt, wie bedeutsam Sprache im Rahmen dieser Begegnungen war. Dies klingt auch in Sahls Gedicht an. Unsicherheiten und divergierende Selbstverständnisse der Beteiligten wurden in der Suche nach Worten offensichtlich. Auch wenn Veränderungen der Selbst- und Fremdzuschreibungen wegen der vielen beteiligten Akteure nicht konsistent waren und sind, soll das Konzept von In- und Exklusion als „Aufmerksamkeitsregler“²³ in der Analyse dienen, um Implizites herauszuarbeiten. Es wird nach Fremd- und Selbstzuschreibungen gefragt, weil Zugehörigkeiten in den Quellen oft nur zwischen den Zeilen verhandelt wurden. Dabei werden Fragen „nach Ausschlussregeln, Exklusions- und Inklusionsritualen, nach strukturellen Koppelungen zwischen Ausschluss und Teilhaben“²⁴ analysiert. Gerade bei einer Initiative wie den Einladungen, bei denen es vordergründig vor allem um ‚Wiedergutmachung‘, Verständigung und Versöhnung ging, stellt sich die Frage, inwiefern die Beteiligten auch Teilhabe verhandelten und Zugehörigkeiten oder Ausschlussmechanismen implizit ausdrückten. Dieser Aspekt ist von besonderem Interesse, da bei der Untersuchung deutsch-deutschjüdischer Beziehungen Mehrheits- und Minderheitengeschichte zusammentreffen und deutschjüdische Geschichte hier als Teil deutscher (Lokal-)Geschichte verhandelt wird.²⁵

ab den 1990er Jahren, also nach dem Fall des Eisernen Vorhangs statt, weil die Mehrheit aus Osteuropa stammte. Ende der 1990er Jahre entstanden auch für diese Gruppe kommunale Einladungsprogramme, die aber nicht Gegenstand dieser Untersuchung sind. Zu diesen Programmen vgl. u. a. Kräutler: „*Die-selbe Stadt – Und doch eine ganz andere*“, bes. S. 49–112.

22 Das Selbstverständnis vieler Emigranten war und ist sehr komplex, unterliegt einem steten Wandel und ist zum Teil widersprüchlich. Vgl. u. a. Lina Nikou: „Also, ich war ein normales Kriegskind.“ Mathel Miriam Gottlieb-Drucker. Auf der Suche nach Zugehörigkeit. In: Linde Apel / Klaus David / Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.): *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der ‚Werkstatt der Erinnerung‘*. München / Hamburg: Dölling & Galitz 2011, S. 86–99, hier S. 94–98.

23 Lutz Raphael: Inklusion/Exklusion – ein Konzept und seine Gebrauchsweisen in der Neueren und Neuesten Geschichte. In: Iulia-Karin Patrut / Herbert Uerlings (Hrsg.): *Inklusion/Exklusion und Kultur. Theoretische Perspektiven und Fallstudien von der Antike bis zur Gegenwart*. Köln / Weimar / Wien: Böhlau 2013, S. 235–256, hier S. 248.

24 Ebd.

25 Till van Rahden verweist darauf, dass die Auseinandersetzung mit jüdischer Geschichte besonders dafür geeignet sei, „wechselseitige Verschränkungen“ mit der Mehrheitsgeschichte zu untersuchen, wie dies auch hier der Fall ist, und sie nicht nur als einen Aspekt von dieser zu verstehen. Vgl. Till van

Vergleichsfragen

Die Beschäftigung mit diesen Initiativen bietet die Möglichkeit, Wirkungsmechanismen, Entwicklungen und Unterschiede lokaler Erinnerungskulturen im Laufe mehrerer Jahrzehnte zu vergleichen.²⁶ Großstädte stehen im Fokus der Untersuchung, weil es dadurch möglich ist, die Entwicklung der Einladungsinitiativen seit den 1960er Jahren nachzuvollziehen. München und Frankfurt am Main initiierten Anfang der 1960er Jahre als zwei der ersten Städte Kontakte zu einst verfolgten Bürger*innen im Ausland. Berlin hieß als erste Stadt Deutschlands große Besuchergruppen willkommen und galt damit als Vorbild für andere Programme. Städte, die vor 1933 teils ebenfalls größere Jüdische Gemeinden hatten, wie beispielsweise Köln, begannen mit den Einladungen hingegen erst in den 1970er oder 1980er Jahren. Die Initiativen in allen drei Städten bestehen auf unterschiedliche Art und Weise bis heute fort. Bezüglich der Einstellungen und Motive der Emigrierten werden vor allem Gemeinsamkeiten herausgearbeitet, denn unterschiedliche Einstellungen hingen meist nicht vom Herkunftsort ab, sondern waren in der Regel von individuellen Erfahrungen und der jeweiligen Persönlichkeit abhängig. Allerdings lässt sich vergleichen, inwiefern Emigrierte mit ihrem Handeln über die Jahrzehnte auf die jeweiligen Städte Einfluss nehmen konnten. Mit dem Fokus auf Berlin, Frankfurt am Main und München legt die Arbeit ihren Schwerpunkt auf drei Städte, die in der alten Bundesrepublik Zentren jüdischen Lebens waren.²⁷ Welchen Einfluss dieser Umstand auf die Einladungsprogramme in den jeweiligen Städten nahm und wie sich die Programme in den Erinnerungskulturen der Städte verorteten, ist ebenfalls Gegenstand der Analyse.

Untersuchungen zu bundesrepublikanischen Erinnerungskulturen sind mittlerweile zahlreich, sowohl auf nationaler als auch auf lokaler Ebene und in unterschiedlichen Disziplinen.²⁸ Ebenso ist das internationale sowie interdisziplinäre Feld der *memory studies* mittlerweile kaum mehr zu überblicken und war immer auch Teil von Studien über *Holocaust memory*.²⁹ Teilweise sind wissenschaftliche Studien zum Umgang mit der

Rahden: History in the House of the Hangman: How Postwar Germany Became a Key Site for the Study of Jewish History. In: Steven E. Aschheim / Vivian Liska (Hrsg.): *The German-Jewish Experience Revisited*. Berlin / Boston: de Gruyter 2015, S. 171–192, hier S. 186.

26 Vgl. Malte Thießen: Das kollektive als lokales Gedächtnis: Plädoyer für eine Lokalisierung von Geschichtspolitik. In: Harald Schmid (Hrsg.): *Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis. Erinnerungskulturen in Theorie und Praxis*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009, S. 159–180, bes. S. 160.

27 Vgl. Tobias Freimüller: Frankfurt am Main – Intellektuelles Zentrum Jüdischen Lebens in der Bundesrepublik. In: *Münchener Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur* 4,1 (2010), S. 78–89, hier S. 78.

28 Vgl. für beide deutsche Staaten u. a. Peter Reichel / Harald Schmid / Peter Steinbach (Hrsg.): *Der Nationalsozialismus – die zweite Geschichte. Überwindung – Deutung – Erinnerung*. München: Beck 2009.

29 Wulf Kansteiner betont die Bedeutung transnationaler Perspektiven und kritisiert aktuelle Entwicklungen, die zwar zu Selbstreflexion, aber immer seltener zu Selbstkritik und Anerkennung eigener Schuld geführt hätten. In Deutschland werde beispielsweise die erfolgreiche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit gefeiert, statt sich weiter kritisch mit dieser auseinanderzusetzen. Vgl. Wulf Kansteiner: Transnational Holocaust Memory, Digital Culture and the End of Reception Studies. In: Tea Sindbæk Andersen / Barbara Törnquist-Plewa (Hrsg.): *The Twentieth Century in European Memory: Transcultural Mediation and Reception*. Leiden / Boston: Brill 2017, S. 305–344, hier S. 305 u. 308.

NS-Vergangenheit und ihre Autor*innen selbst zum Untersuchungsgegenstand geworden.³⁰ Das gesellschaftliche Interesse an dieser Geschichte nahm seit den 1980er Jahren stetig zu und kulminierte seit den 1990er Jahren im so genannten Erinnerungsboom, der sich wandelt, jedoch bis heute anhält. Dies führte zu vermehrten Forschungen über damit zusammenhängende Phänomene.³¹ Allerdings sind Untersuchungen vor allem auf lokaler Ebene selten vergleichend angelegt,³² auch wenn mittlerweile einige nationale Vergleiche und transnationale Untersuchungen von Erinnerungskulturen erschienen sind.³³ In der Regel beschäftigt sich der historische Vergleich allerdings mit Nationalstaaten, auch wenn Hartmut Kaelble darauf verweist, dass die Einschränkung, nur nationale Vergleiche als Gesellschaftsvergleiche anzuerkennen, strittig ist.³⁴ Insgesamt sind vergleichende Studien über Erinnerungskulturen in der Genozid-Forschung bisher selten.³⁵ Jakob Hort hat außerdem sehr prägnant auf die Schwierigkeiten der klassischen Vergleichsgeschichte hingewiesen.³⁶ Mit diesen Schwierigkeiten sieht sich auch die vorliegende Studie konfrontiert: Die Ausgangslagen und Entwicklungen in den Städten waren und sind sehr unterschiedlich.

30 Vgl. mit jeweiligem Schwerpunkt auf unterschiedliche Generationen Elisabeth Gallas: Frühe Holocaustforschung in Amerika: Dokumentation, Zeugenschaft und Begriffsbildung. In: *Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts (JBDI) / Simon Dubnow Institute Yearbook (DIYB)* XV (2016), S. 535–569; Andreas W. Daum / Hartmut Lehmann / James J. Sheehan (Hrsg.): *The Second Generation. Émigrés from Nazi Germany as Historians*. New York: Berghahn 2016.

31 Zum „Erinnerungsboom“ und seiner Kritik vgl. u. a. Jay Winter: Die Generation der Erinnerung, Reflexionen über den „Memory-Boom“ in der zeithistorischen Forschung. In: *Werkstatt Geschichte* 30 (2001), S. 5–16; Ute Frevert: Der jüngste Erinnerungsboom in der Kritik. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 53,40–41 (2003), S. 6–13.

32 Vgl. Malte Thießen: Lübecks „Palmarum“ und Hamburgs „Gomorrha“. Erinnerungen an den Luftkrieg im Städtevergleich. In: Janine Fuge / Rainer Hering / Harald Schmid (Hrsg.): *Das Gedächtnis von Stadt und Region. Geschichtsbilder in Norddeutschland*. München / Hamburg: Dölling & Galitz 2010, S. 61–89. Dabei setzt sich Thießen jedoch nicht mit der Erinnerung an die NS-Opfer, sondern mit der an die ‚eigenen‘ Opfer auseinander. Klaus Neumann nimmt einen länderübergreifenden Städtevergleich vor. Er untersucht den Umgang der deutschen Stadt Salzgitter mit ihrer NS-Vergangenheit und die Auseinandersetzung der Stadt Geraldton in Australien mit der Geschichte der Aborigines. Vgl. Klaus Neumann: Haunted Lands. In: *UTS Review* 6,1 (2000), S. 64–79. Städtevergleiche beinhalten häufig Ländervergleiche, so auch bei Lars Amenda: Die Welt im Kleinen. Chinesenquartier in westeuropäischen Hafenstädten 1890–1950. Hamburg, Rotterdam. London. In: Jörg Dierken (Hrsg.): *Geisteswissenschaften in der Offensive. Eine Hamburger Leistungsbilanz*. Hamburg: EVA 2009, S. 322–352.

33 Vgl. mit Schwerpunkt auf Transfergeschichte u. a. Katrin Hammerstein: *Gemeinsame Vergangenheit – getrennte Erinnerung? Der Nationalsozialismus in Gedächtnisdiskursen und Identitätskonstruktionen von Bundesrepublik Deutschland, DDR und Österreich*. Göttingen: Wallstein 2017. Stärker der klassischen Vergleichsgeschichte folgend, mit einem Fokus auf Europa: Arnd Bauerkämper: *Das umstrittene Gedächtnis. Die Erinnerung an Nationalsozialismus, Faschismus und Krieg in Europa seit 1945*. Paderborn: Schöningh 2012.

34 Vgl. Hartmut Kaelble: *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main / New York: Campus 1999, S. 17. Diese Studie nimmt sowohl die innere Logik als auch die Ursache der Kontaktinitiativen in den zu untersuchenden Städten in den Blick. Vgl. ebd., S. 44–45.

35 Vgl. Rebecca Jinks: Thinking Comparatively about Genocide Memorialization. In: *Journal of Genocide Research* 16,4 (2014), S. 423–440, hier S. 423. <http://dx.doi.org/10.1080/14623528.2014.975945> (Zugriff am 01.07.2019).

36 Vgl. Jakob Hort: Vergleichen, Verflechten, Verwirren. Vom Nutzen und Nachteil der Methodendiskussion in der wissenschaftlichen Praxis: ein Erfahrungsbericht. In: Agnes Arndt / Joachim C. Häberlen / Christiane Reinecke (Hrsg.): *Vergleichen, Verflechten, Verwirren? Europäische Geschichtsschreibung zwischen Theorie und Praxis*. Göttingen / Oakville: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, S. 319–341, hier S 326–327.

Diese Unterschiede ermöglichen es jedoch gerade, Logiken lokaler Erinnerungskulturen aufzuzeigen.

Bei der Untersuchung handelt es sich um eine Form von Beziehungsgeschichte, da die Interaktionen zwischen einst Verfolgten und deutschen Offiziellen im Zentrum der Analyse stehen. Dabei gehe ich von einer Verschränkung, Situativität sowie Temporalität von Erinnerungen und in der Konsequenz auch von Narrativen aus. Dies wird mittlerweile unter anderem als *entangled memories* bezeichnet.³⁷ Nicht nur die Emigrant*innen waren durch Emigrantenorganisationen und in informellen Netzwerken durch familiäre und anderweitige private Kontakte miteinander verbunden, sondern auch die Städte unter anderem durch den Deutschen Städtetag. Diesen Vernetzungen wird mit Zwischenkapiteln Rechnung getragen, die mit ‚Beziehungsgeschichten‘ überschrieben sind, wobei sich der Blick auf diese ‚(trans-)lokalen‘ Beziehungsgeschichten an der Transfergeschichte und der *histoire croisée* orientiert.³⁸ In diesem Fall sind damit Verschränkungen lokaler, translokaler und nationaler Erinnerungskulturen gemeint. Denn die Emigrierten sind sowohl eine Erinnerungsgemeinschaft als auch Teil nationaler und lokaler Erinnerungsnarrative in ihren neuen Heimatländern. Durch ihre Briefe und Reisen nach Deutschland wurden sie schließlich auch (wieder) Teil lokaler deutscher Erinnerungskulturen.

Es liegen bislang nur wenige wissenschaftliche Untersuchungen der städtischen Besuchsprogramme vor, die zum Vergleich herangezogen werden können, obwohl es sich bei den Einladungen spätestens seit den 1980er Jahren um ein bedeutsames Phänomen lokaler Erinnerungskulturen handelte. Anja Kräutler gibt in ihrer Studie, die einen ersten umfassenden Überblick über städtische Kontakte zu einst verfolgten Bürgern darstellt, 375 Initiativen an, die sie unter anderem durch eine Umfrage bei 700 Städten und Gemeinden ermittelte.³⁹ Wolfgang Benz veröffentlichte bereits Mitte der 1990er Jahre einen ersten kurzen geschichtswissenschaftlichen Aufsatz über die Einladungsprogramme. Er thematisierte vor allem gefühlsmäßige Ambivalenzen der Eingeladenen gegenüber der Bundesrepublik und ihrem einstigen Wohnort.⁴⁰ Mit einem Schwerpunkt auf die Zeit nach der Jahrtausendwende hat Gal Engelhard eine soziologisch-anthropologische, größtenteils auf Interviews basierende Dissertation zu den Besuchsprogrammen vorgelegt, wobei er sich auf die Interaktionen zwischen Gastgeber und Gästen aus Israel konzentriert.⁴¹ Er nimmt dabei auch kleinere Orte in den Blick, wo die Interaktion zwischen einst geflohenen Besuchern, ihren Nachkommen und der ansässigen Bevölkerung oft viel unmittelbarer war als

37 Vgl. u. a. Gregor Feindt / Félix Krawatzel / Daniela Mehler / Friedemann Pestel et al.: *Entangled Memory: Toward a Third Wave in Memory Studies*. In: *History and Theory* 53,1 (2014), S. 24–44.

38 Es geht darum, Interdependenzen herauszuarbeiten, und dabei die jeweiligen Standpunkte soweit möglich zu reflektieren, dabei aber dem Material und nicht nur den Konzepten zu folgen. Vgl. Hort: *Vergleichen, Verflechten, Verwirren*, S. 334. Vgl. zur *histoire croisée* vor allem Michael Werner / Bénédicte Zimmermann: *Histoire Croisée and the Challenges of Reflexivity*. In: *History and Theory* 45,1 (2006), S. 30–50.

39 Dabei bezog Kräutler auch Einladungsprogramme für ehemalige Zwangsarbeiter mit ein, die ab den 1990er entstanden. Vgl. Kräutler: *„Dieselbe Stadt – Und doch eine ganz andere“*, S. 7.

40 Vgl. Wolfgang Benz: *Rückkehr auf Zeit. Erfahrungen deutsch-jüdischer Emigranten mit Einladungen in ihre ehemaligen Heimatstädte*. In: Ders. (Hrsg.): *Das Exil der kleinen Leute*. München: Beck 1994, S. 410–419.

41 Vgl. Engelhard: *An „In-Between-Heritage“*.

in den Großstädten und persönliche Begegnungen mit einstigen Tätern wahrscheinlicher waren.⁴² Eine erste Untersuchung über den Wandel des Selbstverständnisses der einst Geflohenen liegt von Anne Schenderlein vor. Diese analysiert die Perzeption Deutschlands durch die deutschsprachige Emigrantengemeinde in den USA. Schenderlein beleuchtet dabei Kontakte von Emigranten mit Vertretern der Bundesrepublik in den USA sowie in Deutschland und bezieht die Erfahrungen der einst Verfolgten mit den Einladungsprogrammen ein.⁴³ Ihre Ergebnisse bilden eine wichtige Grundlage, um die Perspektive der Emigrierten in den USA auf die Einladungsprogramme differenziert betrachten zu können. Die beiden Studien konzentrieren sich nicht umsonst auf Israel und die USA: Die Emigrantengemeinden beider Länder standen bei vielen Stadtverwaltungen im Fokus, da sich dort die meisten Emigrierten niedergelassen hatten. Die jüdischen Gemeinden in den USA und der jüdische Staat galten in der Bundesrepublik in vielen Fällen als Gradmesser, wenn es um eine internationale Anerkennung deutscher Auseinandersetzungen mit der NS-Vergangenheit ging.⁴⁴

Ebenso ziehe ich meine historische Untersuchung des Hamburger Besuchsprogramms als Vergleichsstudie heran, wobei in Hamburg ähnliche Entwicklungen zu beobachten sind wie in Frankfurt am Main. Allerdings nahm die Hansestadt erst Mitte der 1960er Jahre erste Kontakte zu einst verfolgten Bürgern auf und begann 1981, und damit ein Jahr später als Frankfurt, mit den Gruppeneinladungen. Aus diesem Grund hatte Hamburg weniger Vorreiterstatus als die hier untersuchten Städte, sondern folgte dem Beispiel anderer.⁴⁵ Eine Untersuchung der ersten zwölf Jahre des Münchner Einladungsprogramms hat außerdem Jesse Gamoran vorgelegt.⁴⁶ Seine Studie zeigt, dass das Interesse an den Einladungsprogrammen in den letzten Jahren zugenommen hat. Dabei ist zu hoffen, dass weitere Untersuchungen folgen werden, um dieses komplexe Feld translokaler Beziehungs- und

42 Dies gilt noch viel mehr für die ersten Jahre nach Kriegsende. Vgl. hierzu folgende Studien, in denen es aber vor allem um Remigration und nicht um temporäre Aufenthalte geht: Anna Junge: „Go Back to Your Hometown“. Jüdische-nichtjüdische Konfrontationen im ländlichen Hessen 1945/46. In: Stefanie Fischer / Nathanael Riemer / Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.): *Juden und Nicht-Juden nach der Shoah. Begegnungen in Deutschland*. Berlin / Boston: de Gruyter 2019, S. 13–29; Froukje Demant: *Living in the House of the Hangman. Post-War Relations between Jews and Non-Jews in the Dutch-German Border Region*. In: Fischer / Riemer / Schüler-Springorum (Hrsg.): *Juden und Nicht-Juden nach der Shoah*, S. 49–62.

43 Anne Clara Schenderlein: „Germany on Their Minds“? *German Jewish Refugees in the United States and Relationships to Germany, 1938–1988*. Dissertation, University of California, San Diego, 2014. <https://escholarship.org/uc/item/6jp63935> (Zugriff am 06.11.2019). Mittlerweile ist eine überarbeitete Version dieser Dissertation erschienen. Vgl. Anne C. Schenderlein: „Germany on Their Minds“? *German Jewish Refugees in the United States and Relationships to Germany, 1938–1988*. New York / Oxford: Berghahn 2020.

44 Vgl. zu den USA: Shlomo Shafir: *Postwar German Diplomats and Their Efforts to Neutralize American Jewish Hostility: The First Decade*. In: *YIVO Annual* 22,1 (1995), S. 155–201, hier S. 183–184. Vgl. zu Israel: Lily Gardner Feldman: *Germany's Foreign Policy of Reconciliation. From Enmity to Amity*. Lanham / Boulder / New York / Toronto: Rowan & Littlefield 2012, S. XIV–XV.

45 Vgl. Lina Nikou: *Zwischen Imagepflege, moralischer Verpflichtung und Erinnerungen. Das Besuchsprogramm für jüdische ehemalige Hamburger Bürgerinnen und Bürger*. München / Hamburg: Dölling & Galitz 2011.

46 Vgl. Jesse Gamoran: *The Munich Visiting Program, 1960–1972*. Unveröffentlichte Thesis for the Senior Honors in History, Oberlin College, Oberlin (Ohio), 2016.

Erinnerungsgeflechte weiter zu ergründen. Zu denken wäre hier beispielsweise an kommunale Programme und Einladungen in Kleinstädten sowie in ostdeutsche Städte oder an Reisen von einst Verfolgten in ehemals deutsche Orte, wie z. B. Wroclaw/Breslau.⁴⁷

Reisen, Erinnerungen und Emotionen

Die Untersuchung der Einladungsprogramme berührt unterschiedliche Forschungsbereiche und Disziplinen. Gemeinsam ist allen Reisen von Emigrierten nach Deutschland, dass sie touristische Aspekte aufweisen. Auch die Städte verstanden die Einladungen zumindest zum Teil als (Werbung für den) Tourismus. Damit leistet diese Studie einen Beitrag zur Tourismusforschung, wenn den Motiven für diese Reisen auf beiden Seiten nachgegangen wird. Valentin Groebner stellt fest, dass Tourismus und Erinnerungskultur im deutschen Sprachraum bisher kaum zusammengedacht wurden.⁴⁸ Und Sabine Marschall merkt an, dass den Verbindungen zwischen den beiden Feldern auch international bislang zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde.⁴⁹ Bisher wird das Reisen zu den familiären Wurzeln vor allem in den so genannten *tourism studies* oder auch in der *human/social geography* thematisiert.⁵⁰ Dabei handelt es sich laut Dallen J. Timothy um „one of the most pervasive yet least understood elements of heritage tourism“.⁵¹ Er beschreibt diese Form des Reisens als „personal roots tourism and it’s specific component family history travel“.⁵² Timothy folgend fügt Sabine Marshall hinzu, dass zu dieser Reiseform sowohl Trips gehören, die zum Ziel haben, Familiengeschichte zu erforschen, als auch Familientreffen, Treffen von Armeeveteranen an Gedenkorten bzw. Fahrten zu ehemaligen Schlachtfeldern und unterschiedliche Formen von Pilgerreisen.⁵³ Sie zählt auch Reisen von Migranten und

47 Zu Letzterem gibt es bereits eine erste Veröffentlichung: Maximilian Eiden (Hrsg.): *Von Schlesien nach Israel. Juden aus einer deutschen Provinz zwischen Verfolgung und Neuanfang*. Görlitz: Stiftung Schlesisches Museum zu Görlitz 2010.

48 Vgl. Valentin Groebner: Touristischer Geschichtsgebrauch. Über einige Merkmale neuer Vergangenheiten im 20. und 21. Jahrhundert. In: *Historische Zeitschrift* 296,2 (2013), S. 408–428, hier S. 415.

49 Vgl. Sabine Marschall: ‚Personal Memory Tourism‘ and a Wider Exploration of the Tourism-Memory Nexus. In: *Journal of Tourism and Cultural Change* 10,4 (Dezember 2012), S. 321–335, hier S. 321–322.

50 Vgl. u. a. Tim Coles / Dallen J. Timothy (Hrsg.): *Tourism, Diaspora and Space*. London / New York: Routledge 2004.

51 Dallen J. Timothy: Genealogical Mobility: Tourism and the Search for a Personal Past. In: Ders. / Jeanne Kay Guelke (Hrsg.): *Geography and Genealogy. Locating Personal Past*. Hampshire / Burlington: Ashgate 2008, S. 115–136, hier S. 116.

52 Ebd.

53 Vgl. beispielsweise Untersuchungen von Reisen deutscher ‚Heimattouristen‘ nach Osteuropa: Anja Peleikis: Reisen in die Vergangenheit. Deutsche Heimattouristen auf der Kurischen Nehrung. In: *Voyage. Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung* 8 (2009), S. 85–97. Inwiefern die organisierten Reisen von Jugendlichen in ehemalige Konzentrationslager in Polen als eine ähnliche Form des Tourismus verstanden werden können, müsste noch untersucht werden. Ähnlich ist jedoch auf jeden Fall die hohe Form der Organisiertheit, der moralische Impetus sowie der Fokus auf die Vergangenheit, die teilweise auch Angehörige der Teilnehmer*innen betraf. Vgl. Jackie Feldman: *Above the Death Pits, Beneath the Flag. Youth Voyages to Poland and the Performance of Israeli National Identity*. New York / Oxford: Berghahn 2010. Reisen zu Orten des nationalsozialistischen Terrors oder zu einstigen Orten militärischer Auseinandersetzungen werden auch als *dark tourism* bezeichnet. Zu „Schlachtfeldreisen“ und Reisen zu Soldatenfriedhöfen vgl. Wiebke Kolbe: Trauer und Tourismus. In: *Zeithistorische Forschungen* 14,1 (2017). <http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2017/id=5451> (Zugriff am 01.07.2019).

ex-patriots in ihre Herkunftsländer hinzu, die unternommen werden, um Zeremonien oder Ritualen beizuwohnen oder um ihren Kindern einen wichtigen Teil ihrer Identität näherzubringen.⁵⁴ Besonders Letzteres ist auch ein wichtiger Aspekt der hier beschriebenen Einladungsprogramme.

Marschall führt den Begriff *personal memory tourism* ein und beschreibt ihn als Teil des *Heritage Tourism*, der das Individuum und seine persönlichen Erinnerungen in den Mittelpunkt stellt. Ihre Definition trifft die hier untersuchten Besuchsreisen sehr gut:

[...] I would like to define personal memory tourism as distinct from personal heritage tourism. If the latter is about the quest for roots and identity, personal memory tourism is perhaps most predominantly about emotion, longing, and very personal psychological needs that may even exist solely in the subconscious. Personal memory tourism revolves essentially around a person's individual memories and past experiences that may not be shared by anyone or, if shared, are not considered particularly significant by others. The memory tourist has a desire to travel to the site associated with these memories, because they occupy an important place in his or her psyche, to relive important moments, and to confront an element of one's consciousness. The encounter of the sight/site may intensify the emotions attached to these memories, but also demystify them and defuse tensions, associated with them. Underlying all these issues of memory is, of course, a fundamental curiosity to see, to encounter, and to personally witness, as curiosity has long been recognized as the fundamental driver of tourism.⁵⁵

Marschall verweist im Folgenden darauf, dass diese Form des Tourismus zum Ziel hat, glückliche Erinnerungen wachzurufen oder die Hoffnung auf seelische Heilung beinhaltet, die jedoch nicht immer erfüllt werden kann.⁵⁶ Ihre Erkenntnisse beruhen auf der Analyse von Reisen nichtjüdischer Deutscher in ihre ehemaligen Heimatorte, beispielsweise nach Polen.⁵⁷ Allerdings zeigt sich, dass diese Form des *personal memory tourism*s sich auch auf andere Fälle übertragen lässt. Denn die Hoffnung auf seelische Heilung kann auch das Motiv für Familientrips von Überlebenden und ihren Angehörigen zu ehemaligen Konzentrationslagern sein, in denen diese inhaftiert waren, wie Carol A. Kidron herausarbeitet.⁵⁸ Die erhoffte und nicht immer erfüllte Heilung bezieht sich in diesem Fall

Vgl. für den deutschsprachigen Raum, in dem *dark tourism* bisher nur begrenzt diskutiert wird, auch Heinz-Dieter Quack / Albrecht Steinecke (Hrsg.): *Dark Tourism. Faszination des Schreckens*. Paderborn: Universität Paderborn 2012.

54 Vgl. Marschall: ‚Personal Memory Tourism‘, S. 329. Reisen von Palästinensern zu ihren einstigen Wohnhäusern, in denen teilweise ebenfalls Palästinenser wohnten, die sich innerhalb eines aktuellen Konflikts abspielten und sehr politisch aufgeladen sind, untersucht anhand von literarischen Quellen Danna Pirovansky: *Retrouver son foyer: propriété et dépossession dans les récits de visite des exilés palestiniens à leur ancienne maison*. In: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 1,61–1 (2014), S. 97–122.

55 Marschall: ‚Personal Memory Tourism‘, S. 330.

56 Vgl. ebd., S. 330–331.

57 Vgl. Sabine Marschall: ‚Homesick Tourism‘: Memory, Identity and (Be)longing. In: *Current Issues in Tourism* 18,9 (2014). <http://dx.doi.org/10.1080/13683500.2014.920773> (Zugriff am 01.07.2019).

58 Vgl. Carol A. Kidron: Being There Together: Dark Family Tourism and the Emotive Experience of Co-Presence in the Holocaust Past. In: *Annals of Tourism Research* 41 (2013), S. 175–194, hier S. 184–185.

auf Familienbeziehungen.⁵⁹ Kidron hebt außerdem hervor, dass *dark family tourism* wie sie ihn untersucht, nach ähnlichen Kriterien analysiert werden könne, wie andere Formen von *Heritage Tourism*, ohne dass dadurch vergangenes Leiden banalisiert werde.⁶⁰ Damit verweist sie auf einen wichtigen, nur scheinbaren Widerspruch zwischen (Vergnügungs-) Reisen und dem Gedenken an Verfolgungserfahrungen, Flucht und Verlust.

Denn auch bei den Einladungsprogrammen stehen individuelle Erfahrungen, Erinnerungen und Reisemotive im Kontext des nationalsozialistischen Völkermords, der nur wenig Spielraum für die Emotionen der Individuen lässt. So verweisen die Quellen immer wieder auf starke Ambivalenzen zwischen den teilweise positiven Gefühlen der Eingeladenen während der Reisen, die auch glückliche Erinnerungen an ihre Kindheit oder Jugend beinhalteten, und der erwarteten Trauer und des Gedenkens an Verfolgung und Verlust, die andere oder auch sie selbst sich gegenüber hatten.⁶¹ Diese Ambivalenzen zwischen individuellem Erleben und offiziellen, gesellschaftlichen oder auch persönlichen Erwartungen kommen im Folgenden immer wieder zur Sprache. Dabei stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen persönlichen Erinnerungen und offiziellen Narrativen. Welchen moralischen Logiken folgen die Beteiligten und wie veränderten sich diese? Denn die Reisen sowie die Interaktionen zwischen Emigrierten und Vertretern ihrer einstigen Wohnorte waren von Emotionen geprägt. In den Kontakten verhandelten die Beteiligten Misstrauen, Scham, Unsicherheiten, Ängste, Wut und Ablehnung. Gleichzeitig bestanden Wünsche nach Anerkennung und Vorstellungen von Versöhnung, Gerechtigkeit und Moral, sowie die Hoffnung auf seelische Heilung. Dabei kamen besonders negative Emotionen nur selten explizit zur Sprache. Emotionen werden in ihrer Komplexität und ihrer großen Bedeutung für menschliches Handeln unter anderem in der zeithistorischen Emotionsgeschichte untersucht, die in den letzten Jahren vermehrt wissenschaftliche Aufmerksamkeit erhielt. Ute Frevert merkt an, dass Gefühle sich nicht auf Basisemotionen beschränken, sie „tauchen vielmehr vorzugsweise in Mischformen auf, zeigen Ambivalenzen und positionieren ihre Träger im Schnittpunkt verschiedener Einflüsse und Interessen.“⁶² Darüber hinaus sind sie wandlungsfähig, individuell und geprägt durch soziale Interaktion.⁶³ Dementsprechend werden hier besonders emotionale Dynamiken ausgelotet,

59 Kidron stellt fest, dass solche Reisen auch Orte individueller Erinnerungen, wie einstige Wohnhäuser, beinhalten können, wobei den Einladungen in die einstigen Wohnorte auch Reisen an Orte einstiger Verfolgung und Haft folgen konnten. Vgl. ebd., S. 191. Vgl. hierzu auch Lina Nikou: „Wer geschnappt wurde, der hatte Pech.“ Therese Jonas. Die Deportation überlebt. In: Linde Apel / Klaus David / Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.): *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der „Werkstatt der Erinnerung“*. München / Hamburg: Dölling & Galitz 2011, S. 145–160, hier S. 156–157.

60 Vgl. Kidron: *Being there Together*, S. 191.

61 Diese ambivalenten Gefühle fanden sich sowohl bei den Emigrierten selbst als auch bei ihrer Bewertung des Umgangs anderer Teilnehmer*innen mit ihren Gefühlen während der Reisen. Vgl. z. B. Linde Apel: „Heimat Is a State of Mind.“ Curtis Stanton. Leiden an der Unerklärlichkeit des Überlebens. In: Dies. / Klaus David / Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.): *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der „Werkstatt der Erinnerung“*. München / Hamburg: Dölling & Galitz 2011, S. 73–85, hier S. 84.

62 Ute Frevert: Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen? In: *Geschichte und Gesellschaft* 35,2 (2009), S. 183–208, hier S. 191.

63 Vgl. ebd.

die im Kontext dieser Begegnungen zum Ausdruck gebracht wurden und ihre Bedeutung für das Handeln der Akteure herausgearbeitet.

Auf die Bedeutung von Gefühlen im Kontext jüdisch-nichtjüdischer Beziehungen verweisen auch Stefanie Schüler-Springorum und Uffa Jensen, die sich mit der *Emotionsgeschichte des modernen Antisemitismus* beschäftigen.⁶⁴ Im Kontext der Jahrzehnte nach 1945 geht es jedoch nicht nur darum, Ablehnungen (oder auch Exklusionen) auf deutscher, nicht-jüdischer Seite nachzuvollziehen. Denn diese Ablehnung verkehrte sich nach 1945 teilweise als Philosemitismus ins Gegenteil, ohne dass dies einem Austausch zwischen Juden und Nichtjuden zuträglich gewesen wäre.⁶⁵ Deswegen wird gefragt, welche Emotionen die Beteiligten in Deutschland und die Emigrierten äußerten und inwiefern diese Gefühlsbekundungen Einfluss auf die Entwicklungen der Beziehungen nahmen. Theoretisch hatten die einst Verfolgten nun die Möglichkeit, negative Emotionen zu zeigen und Kritik zu äußern.⁶⁶ Es stellt sich allerdings die Frage, ob sie dies tatsächlich taten oder ob die eingübte Praktik des Schweigens fortgesetzt wurde, wie dies Froukje Demant für jüdische Remigranten in den Nachkriegsjahren festgestellt hat.⁶⁷ Verbunden mit der Frage nach dem Umgang mit Gefühlen ist eine Analyse der Form der Einladungen, die besonders bei Besuchen im Rahmen von Gruppenreisen einen sehr offiziellen, ritualisierten und performativen Charakter hatten. Sie können mit internationalen diplomatischen Beziehungen zwischen Staaten verglichen werden, auch weil der Empfang teilweise, wie bei Staatsakten üblich, auf dem Flugfeld erfolgte.⁶⁸ Diese Empfänge galten jedoch Privatpersonen, für die ein solcher Kontext ungewohnt war. Daher geht es in der vorliegenden Studie nicht nur darum, individuelle Empfindungen von Einzelpersonen bei diesen Reisen herauszuarbeiten. Es wird auch aufgezeigt, inwiefern diese Art des Reisens im Rahmen der Einladungsprogramme institutionalisiert und instrumentalisiert wurde und wie sich diese Prozesse auf die Interaktionen zwischen Gastgebern und Gästen auswirkten.⁶⁹

64 Vgl. Uffa Jensen / Stefanie Schüler-Springorum: Einleitung. Gefühle gegen Juden. Die Emotionsgeschichte des modernen Antisemitismus. In: *Geschichte und Gesellschaft* 39,4 (2013), S. 413–442.

65 Vgl. Margit Reiter: Nachträgliche Wiedergutmachung. Philosemitismus bei den „Kindern der Täter“. In: Irene A. Diekmann / Elke-Vera Kotowski (Hrsg.): *Geliebter Feind. Gebasster Freund. Antisemitismus und Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart. Festschrift zum 65. Geburtstag von Julius H. Schoeps*. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2009, S. 509–537, hier S. 534.

66 Denn die Notwendigkeit, im Umgang mit einer gewaltsamen Vergangenheit Emotionen zu äußern und vor allem auf Seiten der Opfer auch negative Gefühle anzuerkennen, beschreibt am Beispiel von Wahrheitskommissionen Sonali Chakravarti: *Sing the Rage. Listening to Anger after Mass Violence*. Chicago / London: U of Chicago P 2014, u. a. S. 3–5.

67 Vgl. Jensen / Schüler-Springorum: Einleitung, S. 442; Demant: *Living in the House of the Hangman*, S. 60–61. Auf das Überdauern von Wut, Missverständnissen und Gewalt gegenüber Juden verweist Junge: „Go Back to Your Hometown“, S. 29. Diese Beispiele verdeutlichen, dass es auch im ländlichen Raum lokale Unterschiede gab, die genauer zu untersuchen wären.

68 Die deutsch-israelischen Beziehungen auf politischer Ebene hat auf ihre Performanz hin untersucht: Jenny Hestermann: *Inszenierte Versöhnung. Reisediplomatie und die deutsch-israelischen Beziehungen von 1957 bis 1984*. Frankfurt am Main: Campus 2016.

69 Es gab und gibt weltweit selbstverständlich noch weitere Formen von Einladungsprogrammen, die lokal oder staatlich organisiert werden und denen ähnliche Motive von Wiedergutmachung und/oder Imagepflege und zugrunde liegen. Vgl. bspw. Alfons Kenkmann: *Study-Trips. Ein transatlantisches Bildungsprojekt*. In: Monika Boll / Raphael Gross (Hrsg.): *Die Frankfurter Schule und Frankfurt. Eine Rückkehr nach Deutschland*. Göttingen: Wallstein 2009, S. 70–77.

Quellen

Die Quellengrundlage bilden vor allem Verwaltungsakten aus den Stadtarchiven in München, Frankfurt am Main und Berlin sowie aus der Registratur der Berliner Senatskanzlei.⁷⁰ Bis auf wenige Ausnahmen wurden Vor- und Nachnamen von Privatpersonen aus diesen Akten im Folgenden anonymisiert und sind mit einem * gekennzeichnet, um ihre Privatsphäre zu wahren.⁷¹ Nur unter dieser Bedingung waren die Akten zugänglich. Dies mag beim Lesen irritieren und hat Auswirkungen auf die durch Namen vermittelten kulturellen Informationen. Es eröffnet aber gleichzeitig die Möglichkeit, die Gültigkeit der Meinungen, Gefühle und Bedürfnisse der hier geschilderten Personen über das Einzelschicksal hinaus wahrzunehmen. Der Schwerpunkt der Auswertung dieser Akten liegt in Frankfurt am Main und München auf den 1960er und 1970er Jahren und in Berlin vor allem auf den 1970er Jahren. Es werden Personenakten untersucht, die sowohl Briefe der Emigranten an die Stadt als auch die Antwortschreiben der Verwaltungsbeamten und deren Notizen enthalten. Darüber hinaus wurde die lokale, nationale und internationale Presseberichterstattung über die Einladungen ausgewertet, die sich größtenteils ebenfalls in den Stadtarchivakten findet. Besonders in Kapitel VII, das die Zeit ab den 1980er Jahren behandelt, werden Veröffentlichungen aus Zeitungen und Zeitschriften hinzugezogen, weil die meisten Archivquellen aus dieser Zeit noch der Sperrfrist unterliegen.

Außerdem beziehe ich punktuell immer wieder Auszüge aus Interviews ein, die ich mit Akteuren in Deutschland und mit Eingeladenen geführt habe. In München interviewte ich eine der Organisatorinnen der städtischen Einladungen. In Berlin führte ich Interviews mit einem der Initiatoren der Einladungen, einem der langjährigen Verantwortlichen in der Stadtverwaltung und einer Organisatorin individueller Zusammenkünfte der Eingeladenen mit Berliner Privatpersonen. Die Interviews mit den an der Organisation Beteiligten vermitteln einen Eindruck davon, mit welchem Selbstverständnis Verwaltungsangestellte die Einladungsprogramme durchführten. Die Interviews verdeutlichen, wie sie ihre meist langjährige Tätigkeit bewerteten, wie sie die Einladungen und die Gäste wahrnahmen und wie sie mit den Begegnungen und mit der Verfolgungsvorgangheit der Eingeladenen umgingen.

In den Jahren 2012 bis 2014 führte ich 16 Interviews mit Personen in den USA sowie in Israel, die zum Großteil der Berliner Senat eingeladen hatte, und die die Einladung bis auf zwei Ausnahmen angenommen hatten.⁷² Bei der Analyse der Interviews arbeite ich heraus,

70 Am umfangreichsten ist der Quellenbestand in Berlin, wo über 35.000 Personenakten auf eine Auswertung warten.

71 Bei direkten Zitaten werden statt des Aliasnamens die Initialen benutzt, um nicht zu stark in die Originalquellen einzugreifen.

72 In einem Fall gab ein Interviewter in den USA an, bis zu meiner Anfrage nichts von der Möglichkeit gewusst zu haben, in München um eine Einladung bitten zu können. Eine Interviewte in Israel hatte sich explizit dagegen entschieden, um eine Einladung nach Berlin zu bitten. Vgl. Interview mit Fritz Regensburg* in Anandale (Virginia/USA), 04.09.2013. Interviewerin: Lina Nikou; Interview mit Birgit Bieber* in Jerusalem (Israel), 17.08.2014. Interviewerin: Lina Nikou. Ich bekam wenige Rückmeldungen von Personen, die sich nicht einladen ließen, obwohl ich in meiner Anfrage über das Holocaust Museum in Washington, D. C. und über den Irgun Jeckes in Israel auch diese angesprochen habe. Dies mag unter anderem an den Institutionen gelegen haben, die meine Bitte um Interviews verbreiteten, sowie an Erwartungen, die an narrative Interviews gestellt werden. Es mag schwierig erscheinen, ausführlich von etwas zu berichten, für das man sich nicht entschieden hat.

wie sich die Narrative über die Einladungen entwickelten und welche Gefühle die Befragten zum Ausdruck brachten, die in den teilweise formellen Briefen an Amtspersonen möglicherweise nicht zur Sprache kamen.⁷³ Insgesamt zeigen die Interviews, dass es sich bei den Reisen seitens der Emigrierten nicht immer um ‚erinnerungswerte‘ Ereignisse handelte. Die Gründe hierfür waren unterschiedlich: Die Besuche erfolgten beispielsweise nicht im Rahmen einer Gruppenreise, es handelte sich um eine von vielen Deutschlandreisen oder die Interviewten waren es nicht gewohnt, von diesem Erlebnis zu erzählen.⁷⁴ Auch waren die Einladungen oft nur ein Aspekt einer Vielzahl von Deutschlandkontakten auf Seiten der Emigrierten, mit denen ich in Kontakt kam. Dementsprechend waren die Gespräche aufschlussreich, weil sie einen vielschichtigen Blick auf die Erfahrungsgeschichten ermöglichen und die Bedeutung der Einladungen im biographischen Kontext verorten.⁷⁵

Aufbau der Arbeit

Die Studie ist weitgehend chronologisch gegliedert, wobei die drei Hauptkapitel von drei Zwischenkapiteln gerahmt werden. Die Untersuchung beginnt mit einem kursorischen Überblick über die Vorgeschichte der Kontakte (Kapitel II), wobei anschließend vor allem die 1960er bis 1990er Jahre im Fokus stehen und am Ende knappe Ausblicke auf aktuelle Entwicklungen gegeben werden. Die Arbeit besteht aus drei Hauptteilen (Kapitel III, V und VII), die sich schwerpunktmäßig mit unterschiedlichen Jahrzehnten und Städten beschäftigen, wobei die Entwicklungen in den drei Städten ab den 1980er Jahren im dritten Hauptkapitel verglichen werden. Die Kapitel zu Beziehungsgeschichten sind eingeschoben, um den Austausch der Städte untereinander beziehungsweise transnationale Beziehungen zwischen den Emigrierten zu beleuchten (Kapitel IV und VI).

In Kapitel III liegt der Fokus auf München und Frankfurt in den 1960er Jahren, hier werden dominante Narrative aufgezeigt und verglichen. Dabei wird die Verhandlung von Zugehörigkeiten untersucht, wobei Mechanismen von In- und Exklusion herausgearbeitet werden. Dieses Kapitel bildet eine Basis für den folgenden Vergleich und deswegen werden

73 Als einer der Pioniere der *Oral History* in Europa hat Alessandro Portelli mehrfach darauf verwiesen, dass Interviews vor allem Bedeutungszuschreibungen vermitteln. Vgl. u. a. Alessandro Portelli: *The Peculiarities of Oral History*. In: *History Workshop Journal* 12,1 (1981), S. 96–107, hier S. 99.

74 Vgl. u. a. Interview mit Zwi und Rita Esra* in Haifa (Israel), 24.08.2014. Interviewerin: Lina Nikou; Interview mit Graham Shavit* in Givat Zeev (Israel), 14.08.2014. Interviewerin: Lina Nikou. Während die Esras* bereits in den 1980er Jahren nach Berlin gereist waren, war Graham Shavit* erst 2006 nach Berlin eingeladen worden, auch wenn er bereits 1987 Kontakt zur Stadt aufgenommen hatte. In beiden Fällen blieb dies nicht die einzige Reise nach Deutschland und in beiden Fällen berichteten sie ausführlicher über ihre Beziehungen zu Deutschland. Die meisten Interviewpartner hatten bisher nicht so oft über diese Reisen gesprochen wie über ihre Verfolgungserfahrungen oder über das Leben vor der Emigration beziehungsweise vor der Deportation. Dies lag auch daran, dass sie bei vorhergegangenen Interviews zu ihrem Leben in der Regel nicht nach diesen Erfahrungen gefragt worden waren. Dementsprechend war es eher eine Ausnahme, dass Interviewpartner auch nach über vierzig Jahren noch viele Details erinnerten, so wie Ronald Baum* aus den USA, der 1971 eingeladen wurde und den ich 2013 interviewte. Vgl. Interview mit Ronald Baum* in Gaithersburg (Maryland/USA), 04.10.2013. Interviewerin: Lina Nikou.

75 Interviews können unter anderem retrospektive emotionale Wahrheiten über persönliche Erfahrungen vermitteln, die andere Quellen nur bedingt transportieren. Dies belegt unter anderem Lori Ann Garner: „Stories Which I Know to Be True“: Oral Tradition, Oral History, and Voices from the Past. In: *Oral History Review* 43,2 (2016), S. 263–291, hier S. 290.

Reaktionsmuster von Emigrierten auf die Kontaktaufnahmen ausführlich herausgearbeitet. Eine Analyse der Gruppeneinladungen steht in Kapitel V am Beispiel von Berlin in den 1970er Jahren im Mittelpunkt. Dabei liegt der Schwerpunkt der Analyse auf dem Verwaltungshandeln des für die Einladungen zuständigen Referats. Es wird diskutiert, inwiefern sich Berlin darum bemühte, einen moralisch vertretbaren verwaltungstechnischen Umgang mit den Emigrierten zu etablieren. Es wird gefragt, welche Motive der Stadt zu identifizieren sind und wie die Adressat*innen reagierten, argumentierten oder selbst die Initiative ergriffen. Dabei wird nach Einflussnahme und Handlungsspielräumen gefragt: Inwiefern folgten städtische Repräsentant*innen in ihrem Handeln Verwaltungsbestimmungen oder moralischen Ansprüchen und welche Machtstrukturen offenbarten sich dabei? In Kapitel VII wird das Vorgehen der drei Großstädte in den 1980er und 1990er Jahre verglichen. Die Analyse von Eigen- und Pressedarstellungen ermöglicht den Vergleich lokaler Erinnerungspolitiken. Dabei wird vor allem die Präsentation der Einladungen in verschiedenen Öffentlichkeiten in den Mittelpunkt gestellt. Außerdem wird nach den sich verändernden Rollen der Emigrierten in lokaler Erinnerungskulturen im Zuge des Erinnerungsbooms gefragt.

Die beiden Rahmenkapitel zu Beziehungsgeschichten (Kapitel IV und VI) sind den Aktivitäten überregionaler Akteure gewidmet. Sie beschäftigen sich mit den Kontakten und deren Institutionalisierung. Die Rolle des Deutschen Städtetags und der New Yorker Emigrantenzeitschrift *Aufbau* offenbart, dass die Städte und die Emigrierten nicht nur individuell untereinander kommunizierten, sondern dass dies auch in institutionellem Rahmen geschah. Beim *Aufbau* und beim Städtetag handelte es sich um Akteure, die einerseits als Sprachrohr und Mitteilungsorgan der jüdischen Emigrantengemeinschaft auf der ganzen Welt dienten und andererseits als Vermittler zwischen den Städten in der Bundesrepublik fungierten. Beide Institutionen initiierten zu unterschiedlichen Zeitpunkten Umfragen zu den städtischen Kontakten. Diese Umfragen ermöglichen einen Überblick über die Entwicklung der Einladungsinitiativen. Auf diesem Weg wird der exemplarische Vergleich der untersuchten Programme in den drei Großstädten kontextualisiert. Gleichzeitig wird der Einfluss vom Städtetag und vom *Aufbau* ausgelotet. Im einleitenden Kapitel II stehen aber zunächst Kontakte zwischen Vertretern der Bundesregierung und prominenten jüdischen Emigranten im Mittelpunkt, die in den 1950er Jahren begannen. Dabei spielen Fragen nach der Instrumentalisierung von jüdischen Repräsentanten in der Bundesrepublik sowie von Emigranten zum Zweck der Imagepflege eine Rolle. Zudem kommen Aktivitäten der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit als bundesweitem Akteur zur Sprache. Privatbesuche nicht prominenter Emigranten in der Bundesrepublik und ihre Wahrnehmung in der deutschen Nachkriegsgesellschaft werden ebenfalls thematisiert, um Reisen, die auf Einladung der Städte stattfanden, dazu in Beziehung setzen zu können.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der



URSULA LACHNIT-FIXSON
STIFTUNG

Stiftung Irène Bollag-Herzheimer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2020 Neofelis Verlag GmbH, Berlin
www.neofelis-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Marija Skara
unter Verwendung von Ausschnitten aus Dankesbriefen an
das Presse- und Informationsamt der Stadt Berlin aus den 1970er Jahren.
SK Berlin, Ordner: 199 / 1975/76 / A–K / Dankschreiben. © Senatskanzlei Berlin
Lektorat & Satz: Neofelis Verlag (nw / vf)
Druck: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck, Remshalden
Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.
ISBN (Print): 978-3-95808-248-9
ISBN (PDF): 978-3-95808-298-4